

einer Seite das Dach vollständig und auf der anderen Seite zum Teil zerlegt war. Man nahm mir meine Sachen ab und ich durfte nichts behalten als meine Medizinkiste, einige Zigarren, Papier und meine Feder. An Kleidungswechsel war nicht zu denken, ich schlief auf dem Boden, ein dünner Teppich diente als Unterlage. Ich litt sehr unter dem Froste, und meine Knochen schmerzten. Ich bat Raifuli, mir meine Matratze zu geben, aber er lehnte es ab. In kalten Nächten war eine dünne Decke meine einzige Umhüllung. Eine wollene Decke wurde mir von Raifuli verweigert. Am 2. September muß Raifuli Nachrichten empfangen haben, die ihm Sorgen machten, denn er sandte vier seiner Leibwächter und ließ mich wieder in die Berge transportieren. Ich war damals krank. Glücklicherweise war es den Wächtern während unseres Aufenthaltes in den Bergen so schlecht ergangen, daß sie sich weigerten, dorthin zurückzuführen. Mitte September besserten sich die Verhältnisse in dem Maße, wie die Verhandlungen wegen der Freilassung fortschritten, und Raib Maclean erhielt schließlich sogar ein Zelt. Sir Harry Maclean ist ein großer Musikliebhaber. Er spielt den Dudelsack und es ging auch das Gerücht, daß er die bitteren Tage seiner Gefangenschaft mit dem Dudelsack verkürzte. Aber unglücklicherweise hatte der Raib sein Instrument nicht bei sich und die Musik, die er anzuhören gezwungen war, glich mehr einer Marter als einem Genuße. Die Wächter wollten, daß der ungläubige Hund ihre Musik anhöre, wenn er nach ihr auch nicht tanzen möge. Das zweifelhafte Streichinstrument kam Tag und Nacht nicht zur Ruhe und der Gefangene konnte an Schlaf nicht denken. Alle Beschwerden waren umsonst. Bis ein oder zwei Uhr morgens erlitten unablässig die gleichen Klänge. Dafür verlangten die Mäuren Belohnung und zugleich versprachen sie ihm, für den Preis eines Schafes den Bärm zu dämpfen. Statt des Schafes aber lauteten sie eine Biege und erklärten, daß die Mahalla ihnen alle ihre Schafe geraubt habe. Aber als echte Mäuren, als Leute, die sich nach dem Winde zu drehen wissen, änderten sie ihr Verhalten in dem Maße, als die Wahrscheinlichkeit von Macleans Freilassung wuchs und selbst Mohammed Arrar veräumelte es nicht, bezogen einzulernen und die Schikanen und Quälereien nach und nach einzudämmen.

### Aus Stadt und Land.

Mitteilungen aus dem Bezirke für diese Rubrik nehmen wir jederzeit dankbar entgegen.

Wilsdruff, den 14. Febr.

— **Einem Rüssel, der nicht ganz ohne war,** erteilte die zweite Kammer vorgestern einer hohen königlichen Behörde, nämlich der Oberrechnungskammer. Und das kam so: Der Berichterstatter, Oberbürgermeister Reil-Zwidan, der über eine Anzahl Kapital des Rechnungsjahres zu referieren hatte, beschäftigte sich vorher eingehend mit dem Berichte der Oberrechnungskammer über den Etat für 1904-05 und stellte dabei fest, daß einige Bemerkungen darin ein ganz verändertes Bild der Finanzlage jenes Rechnungsjahres geben, als wie der Rechnungsjahresbericht nachweise. Aber nicht allein ein falsches Bild enthalte der Bericht, er führe auch eine Anzahl unrichtiger Zahlen auf, so daß in den Endzahlen eine recht erhebliche Differenz auffalle. Große Stützen auf allen Seiten ob der verwegenen Sprache des Berichterstatters. Allgemein nahm man an, der anwesende Finanzminister Dr. v. Rüger werde eingreifen und eine hohe kgl. Behörde, deren Hauptbeschäftigung im Abhören besteht, gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, als könne sie sich niemals verrechnen. Aber nein! Der Minister erklärte vielmehr, er könne die Angaben des Berichterstatters nicht nur nicht bestreiten, er müsse sie auch noch ausdrücklich bestätigen. Erneutes großes Erstaunen, da wohl niemand auf solche Zustimmung gefaßt war. Der Finanzminister wies dann die „Unstimmigkeiten“ der Oberrechnungskammer mit einem bedeutenden Zahlenmaterial sehr eingehend nach und stellte

fest, daß die Oberrechnungskammer bei der Addition einen ganzen Nachtrags-Etat überhaupt übersehen hatte. (O verflucht!) Das dürfte einer königlichen Oberrechnungskammer freilich nicht passieren! Oberbürgermeister Beuller, der Vizepräsident des Hauses, bemerkte, daß er nach den Ausführungen des Berichterstatters die Hoffnung hatte, daß die Staatsregierung widersprechen werde, aber er sei enttäuscht worden durch die Zustimmung des Finanzministers. Bisher habe die Kammer ein absolutes Vertrauen zur Oberrechnungskammer gehabt, das nun allerdings erschüttert wäre. Im übrigen sprach der Redner den Wunsch aus, daß zukünftig derartige allgemeine Betrachtungen über die Etatgebahrung in einem Vorberichte niedergelegt werden möchten, damit die Kammermitglieder Gelegenheit nehmen könnten, dazu Stellung zu nehmen. Der Finanzminister suchte zwar den Rüssel dadurch zu überwinden, daß er meinte, es würde ihm leid tun, wenn die Erörterungen dazu beitragen, das Vertrauen zur Oberrechnungskammer zu erschüttern, denn es handle sich nicht um eigentliche Unrichtigkeiten, sondern vielmehr um mangelnde Erläuterungen, aber es half nicht: es war ein kompletter (und verdienter! Red. d. W. W.) Rüssel für eine königliche Behörde vor aller Öffentlichkeit. Das finanzielle Verhältnis Sachsens zum Reiche wurde auch wieder einmal gestreift, und der ehemalige Vizepräsident des Reichstages, Kammerherr Dr. von Frege-Welken, unternahm es, die Miquelsche Finanzreform, die darin gipfelte, daß die Einzelstaaten an das Reich nichts zu zahlen und von ihm auch nichts zu fordern hätten, auf's lebhafteste zu verteidigen und die gegenwärtigen Zustände als sehr traurige zu bezeichnen. Sehr deutlich wurde er dabei, wenn auch nur pantomimisch, vom „sächsischen Miquel“, dem Herrn von Rüger, unterstützt, der lebhaft und bedeutsam mit dem Kopf nickte.

— **An die sächsische Gemeindefeuer-Reform** soll, wie aus Dresden geschrieben wird, im Landtage 1909/10 bestimmt herangezogen werden. Man wird sich erinnern, daß diese Angelegenheit nicht nur überall dringend gewünscht, sondern daß die Regierung auch schon entsprechende Vorlagen dem Landtage unterbreitete, die dort aber keine Zustimmung fanden. Nun will der Staatsminister Graf Hohenthal dem nächsten Landtage einen neuen Gesetzentwurf vorlegen.

— **Folgende Warnung** vor einem Auswanderungsschwindel lesen wir in der „Berl. Abendpost“: Wie wir erfahren, unternimmt ein gewisser D. Noble Rowan aus Irvington an Hudson, N. Y., den Versuch, deutsche Einwanderer und deutsches Kapital für den Anbau von Baumwolle in Texas zu gewinnen. Mit dem Genannten scheint ein gewisser Fred. Opp als angeblicher Vertreter des „Fünf-Millionen-Klubs“ von Houston in Verbindung zu stehen. Diese Bestrebungen verdienen kein Vertrauen. Wir möchten deshalb nicht unterlassen, vor dieser Unternehmung dringend zu warnen.

— **Die Wahl eines Mitgliedes zum Landeskulturrat**, sowie zweier Mitglieder und zweier Ersatzmänner für die Genossenschaftsversammlung der land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft findet am Mittwoch, 26. Februar, von 10 bis 3 Uhr im „Hotel weißer Adler“ in Wilsdruff statt.

— **Also zahlen!** In Wilsdruff und Sachsdorf regnete es im vorigen Jahre Strafverfügungen, die den Inhabern landwirtschaftlicher Betriebe von der land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft wegen Uebertretung bzw. Nichtbeachtung der Unfallverhütungsvorschriften zugeworfen waren. Die Beteiligten hatten damals in einer Eingabe an die Berufsgenossenschaft um Erlass der Strafen. Heute ging ihnen folgender ablehnende Bescheid der Berufsgenossenschaft zu:

„Der unterzeichnete Vorstand hat die vorgebrachten Einwendungen der Unternehmer von Wilsdruff und Sachsdorf gegen die erfolgten Strafverfügungen nicht für stichhaltig befunden und das Gesuch insoweit abzuweisen beschlossen.“

Die Unfallverhütungsvorschriften stehen schon seit dem Jahre 1898 in Kraft, und war es deshalb die Pflicht eines jeden Unternehmers, sich mit diesen vertraut zu machen, zumal nichts von Seiten der Verwaltung unterlassen wurde, die Unternehmer auf die Folgen der Unterlassung aufmerksam zu machen.

Wenn seitens des unterdes ausgeschiedenen Vertrauensmannes, wie von Seiten des Stadtrates festgestellt wurde, nur den größeren Unternehmern davon Kenntnis gegeben wurde, so kann unmöglich dem Vorstand ein Vorwurf daraus gemacht werden, denn das Rundschreiben lautete dahin, alle Unternehmer davon zu unterrichten.“

Formell bestehen die Strafverfügungen unbedingt zu recht, zumal die dem Schreiben beigefügten Auslassungen des königlichen Landesversicherungsamtes und der Berufsgenossenschaften erkennen lassen, daß die Unfallverhütungsvorschriften seitens vieler landwirtschaftlicher Betriebsunternehmer noch recht lag gehandhabt werden. Immerhin bleibt es bedauerlich, daß die Beteiligten in diesem Falle eine Veräußerung des Vertrauensmannes haben müssen.

— **Wie ein Wehen** aus längst vergangenen Jahrhunderten, in denen unter den Kriegshelden der **Wunderglaube an Amulette und Schutzbriefe** allgemein war, mutet es an, wenn aus der Tiefe des Volkes ein in das Gewand krafftigen Aberglaubens gekleideter frommer Wunsch auftaucht, mit dem ein einfältiges Gemüt den Menschen in allem Ernst zu nützen vermeint. Unserer Redaktion geht aus Würzen ein Schreibbrief zu, in welchem wir „ergeden“ und „im Namen Jesu“ gebeten werden, als „Eingefand“ einen endlos langen Haus- und Schutzbrief aufzunehmen, den die Freunde des Senders in den Kriegen von 1866 und 1871 im rechten Gottvertrauen mit sich geführt hätten, und die infolgedessen alle gesund und ohne Schaden wieder nach Hause gekommen seien. Der Einsender ist, wie er schreibt, durch Zeichen und Träume veranlaßt worden, den Schutzbrief zu veröffentlichen. Ständen wir doch nahe vor einem großen hereinbrechenden Strafgericht Gottes und es sei eine erste Sache um uns Menschenkinder in dieser letzten Zeit. Wie dieses Begleitschreiben, so paart auch der beigelegte Schutzbrief in seinem Inhalte religiös-sittlichen Ernst und blöden Aberglauben. Der Brief gemahnt die Leute mit ernstlichen Worten zum Halten der Gottesgebote, beginnt aber gleich mit dem Inhalt: „Wie Christus im Delgarten stand, so soll alles Geschäft stehen; wer dieses Geschriebene bei sich hat, den wird nichts treffen und nichts schaden, alle Kugeln und Schwerter müssen dann stille stehen, sichtbare und unsichtbare Gewehre (!) auf den Befehl des Erzengels Michael. Wer nicht glauben will, der linge den Schutzbrief einem Hund (!) um und schließe, so wird er die Wahrheit bestätigt finden.“ Es folgt eine Beschönigungsformel und dann die belustigende Erzählung, wonach im Jahre 1724 dieser Schutzbrief in Holstein aufgefunden worden sei. Bei einer Taufe in Husburg (!) habe er in Goldbuchstaben über die Taufgemeinde geschwebt, sei zurückgewichen, als man ihn greifen wollte, doch ruhig geblieben, als man auf dem weiten Gedanken gekommen, ihn abzusprechen. — Wer sich für dieses Dokument moderner Kultur interessiert, kann den famosen „Haus- und Schutzbrief“ und das Begleitschreiben in unserer Redaktion im Original einsehen.

— **Reffelsdorf**, 15. Febr. Der hiesige landwirtschaftliche Verein hielt vorgestern eine gut besuchte Versammlung im Oberen Gasthof zum Badhof hier ab, in deren Mittelpunkt ein Vortrag des Herrn Deconomie-Kommissar Noerbach aus Dresden über „Drainage“, Wesen, Ausführung und Nutzen derselben stand. Es seien hieraus die wichtigsten Gesichtspunkte wiedergegeben. Zunächst wies Redner darauf hin, daß Drainagearbeiten auf nassem, nicht drainierten Boden weit später beginnen und damit viel nützliche Zeit veräußert wird. Die Befürchtung von Düngerverlusten durch Abfließen dunghaltigen Wassers ist völlig unbegründet. Die Anlage von Drainagen soll immer nach einem von Fachleuten aufgestellten Plan ausgeführt werden. Sehr zu empfehlen sind,

### Hermelin.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen überfetzt von Leo van Heemstede. (Nachdruck verboten.)

„Hier?“  
„Ja, hier! Es kommt mir oft vor, als wenn ich mein Leben nicht umsonst verpielt, meine Jahre nicht fruchtlos verbracht habe, da ich nach Agarungau kommen durfte und —“ (Hermelin 56. Nr. 7.)

Er schwieg, wie vor seinen eigenen Worten, die ihn zu weit führten, erschreckend. Er stand gerade vor ihr, an einem Baum gelebt; das Wasser murmelte ein melodisches Wiegenlied, der aromatische Duft der Blumen und Pflanzen erfüllte die edle Luft, leise spielte der Wind, der durch die Bäume strich, mit Koronans langen Locken; sie warf sie mit ungeduldiger Gebärde zurück und sprang auf.

„Wir wollen aufbrechen!“ sagte sie, „das ewige Singen des Wassers verstummt nicht ganz; ich kann mir denken, daß hier nur träumerische schläfrige Javaner leben konnten, und ich muß Bewegung, Arbeit, Bekreuzung haben; ich habe viel mehr von den Gerans als von den Djamar.“

„Sie sind eine Diana und keine singende Wassermuschel, aber auch Diana ruhte bisweilen an den Quellen; warum wollen Sie sich keinen Augenblick der Ruhe gönnen?“

„Es wird spät; Papa wartet auf uns, Sie können ja hierher zurückkehren, wenn Sie das Blüthen so anbeimelnd finden.“

„Wird es noch so sein, wenn Diana verschwunden ist?“  
„Gerr Thoren van Hagen, wie hübsch Sie auch die Komplimente einzunehmen wissen, ich erkenne sie doch und achte sie als verbotene Ware.“

„Dann will ich sie nicht mehr hereinzuschmeicheln suchen. Sie wollen gehen, und ich bleibe Ihnen dankbar für den mir geschenkten Genuß.“

„Ja, es ist ein schöner Punkt.“

„Und Ihre Erzählung an dieser Stelle gab ihm einen eigentümlichen Reiz. Wüßten wir uns eilen, um Ihrem Vater zur rechten Zeit zu begegnen?“

„Am Schatten der Bäume sehe ich, daß es bald zehn Uhr ist. Wir müssen ihm entgegenreiten.“

Ihr Gebräch klang nun sehr altäuglich; in seiner Stimme war keine Spur mehr des Ausdrucks, der sie aber fast in einen Jauder verstrickt hätte, den sie mit Gewalt fern zu halten wünschte. Sie bestiegen ihre Pferde und machten sich eilig auf, um Herrn de Geran nicht warten zu lassen.

### Dreißigste Kapitel.

Als Hermine nach Djantong zurückkehrte, fand sie ihren Mann nicht zu Hause. Sie trat ein mit der Entfindung, als wenn sie ein Vogel sei, der aus eigenem Antrieb wieder in seinen Käfig fliegt, nachdem er es draußen ebenso traurig und einsam gefunden, als drinnen.

Sie ging durch alle Zimmer, wie um eine Spur von dem zu finden, dessen Bild immer vor ihrer Seele stand; so betrat sie auch Konrads Zimmer. An der Wand hing das Porträt seiner Mutter, einer schönen, sinnigen Frau; darunter befanden sich andere Bilder seiner Schwestern und Brüder, aber es war nichts da, das an sie selbst erinnerte; auf dem Tisch lagen Bücher und Hefen verwirrt durcheinander.

Mit leicht erklärlicher Neugierde warf Hermine einen Blick hinein und lächelte; es waren deutsche und französische Lesebücher, worin er zu studieren schien. Die Freitischige lag dazwischen, reich mit Bleistiftspitzen versehen; er schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, dieses Gedicht gründlich zu verstehen.

Auch Zeichnungen lagen da herum, halb in einer Mappe versteckt. Konrad zeichnete vorzüglich; ohne viel Unterricht genossen zu haben, gelang es ihm, Pferde und Menschen rasch abzuzeichnen. Hermine durchblätterte die Mappe und bewunderte die fast ausgeführten Skizzen, bis ihre Aufmerksamkeit durch ein Blatt gefesselt wurde, auf welchem immer der

nämliche Frauenkopf in verschiedenen Stellungen und Ausdrücken wiederkehrte, die dem Künstler immer noch nicht zu genügen schienen. Das Blut stieg ihr plötzlich ins Kopf; das war sie selbst, kein Zweifel war möglich; trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit war Konrads Geist doch mit ihr beschäftigt. Während ihrer Abwesenheit hatte er ihr Bild zu entwerfen gesucht, er dachte an sie, er verlangte nach ihr.

Mit bebender Hand legte sie die Zeichnungen wieder an ihre Stelle und verließ das Zimmer mit halb geschlossenen Augen, als wenn sie fürchtete, daß die Entdeckung, die sie gemacht hatte, beim Anschauen anderer Gegenstände wie ein Traum verflüchtigen würde. Es war, als wenn in ihrem Herzen etwas aufsteige, als wenn ein Band, das ihre Seele zusammenschürte, plötzlich erweitert würde; sie möchte jubeln, beten, danken. Es war ihr, als wenn sie wochenlang in einer finsternen Höhle umhergeirrt sei und nun endlich einen matten Schein gewahrte, der Rettung, Leben, Glück versprach.

Sie war so erfreut durch ihre Entdeckung, wie ein Schiffbrüchiger sein muß, der nach langer Irrfahrt im Ozean endlich einen Landvogel erspäht oder den unbestimmten Duft von Wäldern und Blumen wahrnimmt; und sie schmachtete nach Liebe und Glück, wie der halb Ertrunkene nach festem Grunde.

„Mein Gott! ich danke Dir, es ist, als wenn ich auch Dich wiedergefunden habe, nachdem ich wieder einen Beweis Deiner Liebe und Güte fand“, schluchzte sie, „o, ich konnte mir Dich nicht anders vorstellen, denn als einen zärtlichen Vater, und solltest Du mich hier allein lassen zwischen all den Fremden, ohne Hilfe, ohne Stütze, ohne Hoffnung?“

Sie suchte sich langsam zu beruhigen, den Sturm froher Entfindungen, die in ihr erwachten, zu unterdrücken, damit er nichts bemerkte, wenn er wiederkam. Wenn er nun plötzlich eintrat und sie an sein Herz ädte, würde sie ihn dann noch grollen? O nein! Nicht im geringsten mehr, sie würde sich an seine Brust schmiegen wie ein müdes Vögeln und ihm nichts anderes vorwerfen als: „Konrad, wie hast Du mich gequält!“ (Fortsetzung folgt.)